

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 9 (1936-1937)

Heft: 6

Artikel: Das verkannte Genie : schlechte Schüler, berühmte Männer

Autor: Neumann, Wilhelm

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-850688>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZER ERZIEHUNGS-RUNDSCHAU

ORGAN FÜR DAS ÖFFENTLICHE UND PRIVATE BILDUNGSWESEN DER SCHWEIZ

46. JAHRGANG DER „SCHWEIZERISCHEN PÄDAGOGISCHEN ZEITSCHRIFT“, 30. JAHRGANG DER „SCHULREFORM“

Herausgegeben von Dr. K. E. Lusser, „Institut auf dem Rosenberg“, St. Gallen, in Verbindung mit Dr. W. v. Gonzenbach, Professor der E. T. H., Zürich, Universitäts-Professor Dr. H. Hanselmann, Zürich, Erziehungsrat J. Schälin, Menzingen, A. Scherrer, Trogen, Schulinspektor des Kt. Appenzell A.-Rh., Universitäts-Professor Dr. C. Sganzini, Bern. Redaktion: Dr. K. E. Lusser, Höhenweg, St. Gallen

ZÜRICH

SEPTEMBERHEFT 1936

NR. 6 IX. JAHRGANG

Das verkannte Genie

Schlechte Schüler, berühmte Männer

Von Regierungsrat Professor Dr. WILHELM NEUMANN, Wien

Wilhelm Ostwald, der berühmte Naturforscher, wurde eines Tages von einem japanischen Schüler gefragt, woran man künftige ausgezeichnete Männer schon in der Jugend erkenne. Die japanische Regierung hätte nämlich bedeutende Summen angewiesen, um in der Bevölkerung, insbesondere in den ärmeren Schichten, Talente ausfindig zu machen, deren Unterstützung und Ausbildung dem Vaterlande einst zum Nutzen gereichen könnte. Auf Grund seiner reichen Erfahrung erklärte Ostwald: „Begabte Schüler erkennt man vor allem daran, daß sie mit dem unzufrieden sind, was ihnen der regelmäßige Unterricht bietet, der ja der Tiefe und Breite nach für den Durchschnitt eingerichtet ist. Die charakteristischen Eigenarten des genialen Zöglings sind ursprüngliche Begabung und jugendliche Frühreife.“

Beispiele mögen nun ihre eigene Sprache reden: Um die Wende des 18. Jahrhunderts ging im Bereiche der exakten Naturwissenschaften eine gewaltige Revolution der Geister vor sich. In ununterbrochener Kette folgten epochale Entdeckungen, die sich an die Namen Pristley, Cavendish, Scheele, Lavoisier u. a. knüpfen. Alle aber überstrahlte die gewaltige Persönlichkeit *Justus Liebigs*. In allen Werkstätten der Gerber, Färber, Schmiede und Messinggießer war er schon lange als Jüngling zu Hause und machte sich ihre Handgriffe sehr bald zu eigen. Daß er bei dieser Geistesrichtung in der Schule nur sehr kläglich bestand, begreift sich leicht. Als ihm einst der ehrwürdige Rektor bei der Visitation seiner Klasse ernste Vorstellungen über seinen Unfleiß und den Kummer seiner Eltern machte und fragte, was dereinst aus ihm werden sollte, gab Justus zur Antwort, er wolle Chemiker werden. Da brachen die Mitschüler und der gute alte Mann selbst in ein unauslöschliches Gelächter aus.

Im Alter von 16 Jahren bezog Liebig die Universität Bonn. Mit Unterstützung seines Landesherrn, des Großherzogs von Hessen, ward es ihm ermöglicht, nach Paris zu reisen und sich dort in der Chemie weiterzubilden. Mit

21 Jahren wurde der in seine hessische Heimat zurückgekehrte ehemalige Schultaugenichts Professor in Giessen; Ausländer aus allen Erdteilen suchten den weltberühmten Forscher auf, der sich nicht nur um die reine Wissenschaft, sondern auch um Volkswirtschaft, Industrie, Technik und Landwirtschaft die größten Verdienste erwarb.

Auf das geistige Leben der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts übte *Alexander v. Humboldt* einen ungewöhnlich großen Einfluß aus. Durch seine weitausgedehnten Forschungsreisen in Südamerika, als Nestor der Naturwissenschaften, als Begründer der modernen Geographie und Meteorologie, der Pflanzengeographie und des Erdmagnetismus übte er bis in das höchste Greisenalter eine fördernde und befruchtende Wirkung ohnegleichen aus. Schon in seiner Jugend hatte er eine brennende Begierde empfunden, in entfernte, von Europäern wenig besuchte Länder zu reisen. Der berühmte Berliner Arzt Dr. Heim unterrichtete Alexander in der Botanik; über seinen Schüler urteilt er, daß er „sehr schwer im Begreifen gewesen sei, eine Erscheinung, die sich auch sonst mehrfach herausgestellt und Mutter und Hofmeister besorgt gemacht habe, daß sich Alexander zum Studium „gar nicht eigne“. Erst im späteren Knabenalter soll es ihm „plötzlich leicht“ im Kopfe geworden sein. Jedenfalls hat der berühmte Naturforscher als Knabe einen nicht gerade vielversprechenden Eindruck hinsichtlich seiner geistigen Fähigkeiten gemacht.

Gleich Alexander v. Humboldt verriet *Charles Darwin* in der Schule keineswegs verheißungsvolle Anlagen. Nach dem Tode seiner Mutter kam er in eine Tagschule und blieb dort ein Jahr, das mit einem entmutigenden Ergebnis abschloß. Schon um diese Zeit aber regte sich kräftig in ihm der naturwissenschaftliche Sammeltrieb; er war auch ein eifriger Angler und verstand es ausgezeichnet, mit Hunden umzugehen. Vom 9. bis zum 16. Lebensjahr besuchte er die Schule eines Dr. Butler. „Für die Entwicklung meines Geistes“, äußerte sich Darwin über diese Zeit, „konnte nichts schlimmer sein als diese Schule; den-

sie war ausschließlich klassischen Studien gewidmet, nichts anderes wurde gelehrt. Die Schule als Mittel der Erziehung war für mich glatt eine Niete. Während meines ganzen Lebens war ich überhaupt unfähig, irgend eine Sprache zu beherrschen.“ Das Urteil des Lehrers über seine Intelligenz lautete sehr ungünstig, und einmal sagte der Vater zu Charles: „Du denkst an nichts anderes als an Schießen, Hunde und Rattenfang und wirst eine Schande für dich und deine ganze Familie werden.“ Endlich, im Jahre 1831, kam Darwin an den entscheidenden Wendepunkt seines Lebens: Von seinem Lehrer Henslow in Cambridge, der seine Talente erkannt hatte, erhielt er die Anfrage, ob er als Naturwissenschaftler an einer Weltumsegelung teilnehmen wolle. Darwin stimmte mit Freuden zu; nach vierjähriger Fahrt kehrte er in die Heimat zurück, reich an wertvollen Ergebnissen der Forschung, die er in fremden Ländern gesammelt hatte und die er seinen Werken zugrunde legte.

In der Kindheit des berühmten Botanikers *Karl Linné* offenbarte sich die Richtung seines späteren Lebens. Sein Vater, Landpfarrer in einem schwedischen Städtchen und eifriger Blumenzüchter, hatte einen der schönsten Gärten im Lande angelegt und in den Mußestunden botanische Studien getrieben. Karl wuchs förmlich unter Blumen auf. Auf dem Gymnasium interessierten ihn nur die naturwissenschaftlichen Fächer; statt in die Schule lief er hinaus in die grüne Natur, um sich in die Betrachtung der Pflanzen und Tiere zu vertiefen. Darob schüttelten seine Lehrer bedenklich die Köpfe und rieten seinem Vater, ihn lieber ein Handwerk lernen zu lassen; eine Zeitlang arbeitete daher Karl in einer Schusterwerkstatt. Zum Glück nahm ihn aber bald ein Freund der Familie, Dr. Rottmann, in sein Haus und bereitete ihn für die Hochschule vor. Seine außergewöhnlichen Kenntnisse, sein leidenschaftlicher Fleiß gewannen ihm andere Gönner und Helfer. Im Auftrage der schwedischen Regierung bereiste er, ein wahrer Vorkämpfer der Nordenskjöld, Nansen und Hedin, unter unsäglichen Beschwerden Lappland und kehrte mit reichlichen Forschungsergebnissen heim. Seine über 7000 Arten enthaltende Pflanzensammlung ward nach England verkauft und gehört jetzt der Linné'schen Gesellschaft in London.

Mut und Unternehmungsgeist, die Kräfte, aus denen die Leistungen berühmter Männer hervorgehen, bestimmen auch die Lebensschicksale *Werner von Siemens*. Seine Großmutter und sein Vater erteilten ihm den ersten Unterricht. Ein Jahr lang besuchte er die Bürgerschule in Schönberg und bewährte sich in den Mußestunden als Held in den täglichen Kämpfen mit der Stadtjugend. Ein freisinniger Theolog namens Sponholz leitete dann seine weitere Erziehung und machte aus dem „arbeitsscheuen Wildfang“ einen fleißigen, eifrigen Schüler. Nach Vollendung seiner Studien wurde er Artillerieoffizier und oblag technischen Neigungen. Eine Duellangelegenheit, bei der er als Sekundant tätig gewesen, brachte ihn in Festungshaft. Aus seiner Zelle schuf er ein Laboratorium, in dem er ein Verfahren zur galvanischen Vergoldung und Ver Silberung entdeckte. Im Herbst des Jahres 1847 gründete er zusammen mit dem Mechaniker Halske eine kleine

Telegraphenanstalt. Das war der Anfang der weltbekannten Unternehmung Siemens & Halske, die in der Geschichte der Elektrotechnik eine glänzende Rolle spielt.

Aus dem Bereich der Naturwissenschaften versetzt uns in eine völlig verschiedene Geistessphäre die Jugend *Schillers*: In der vom Herzog Karl Württemberg gegründeten Pflanzschule der Solitude erhielt der junge Dichter unter anderem auch Unterricht in der Rechtswissenschaft, der er nicht den geringsten Geschmack abgewinnen konnte. Hierin blieb er hinter seinen Mitschülern, die er in mehreren anderen Gegenständen übertraf, offenbar zurück. Ja, seine Lehrer hielten ihn sogar für einen Menschen ohne Talent, und einer unter ihnen meinte nach einer mit ihm vorgenommenen Prüfung, daß „sein Mißserfolg von Unfleiß oder Mangel an Kopf herrühre“. Der Scharfblick des Herzogs bewahrte Schiller vor den ungünstigen Folgen dieses Urteils. „Laßt mir diesen nur gewähren“, sagte er, „aus dem wird etwas!“

Auch Deutschlands größter Staatsmann, *Fürst Otto Bismarck*, war auf der Schule kein Musterknabe. Sein offener oder geheimer Widerspruchsgeist gab den Lehrern oft Anlaß zu ernstem Tadel. Mit ihren Strafen und Bemerkungen verdarben sie es bei Bismarck nur um so mehr. Das erste Zeugnis aus dem Gymnasium zum „Grauen Kloster“ enthielt über sein Betragen das Urteil, „daß er die seinen Lehrern schuldige Achtung häufig aus den Augen zu setzen scheine“. Fleiß und Fortschritte in Naturgeschichte und Mathematik wurden „nicht immer genügend“ befunden. Bei der Reifeprüfung nahm er unter den zwanzig Abiturienten des Jahres 1832 nur den achtzehnten Rang ein. Über seine Universitätszeit in Berlin erzählt Bismarck: „Es kommt oft zu sehr unangenehmen Szenen zwischen mir und meinem Alten, der sich weigert, meine Schulden zu bezahlen. Der Mangel ist so arg nicht, weil ich ungeheuren Kredit habe, der mir Gelegenheit gibt, liederlich zu leben. Ich gewöhne mir ein geziertes Wesen an und spreche viel französisch, bringe den größten Teil meiner Zeit mit Anziehen, den übrigen mit Visitenmachen und meiner alten Freundin, der Flasche, zu; des Abends betrage ich mich im ersten Range der Oper so flegelhaft als möglich — dabei langweile ich mich mit leidlichem Anstande. Aus Göttingen ist noch hier das Faultier Sch. und der schlanke Freiheitsbaum der Aristokratie, dem zum Menschen alles, zum Kammerherrn nichts fehlt als ein Schloß vors Maul.“ Alles in allem scheint Bismarck also in der Schule nicht jene glänzende Begabung offenbart zu haben, die ihn später zum großen Einigungswerke seines Vaterlandes befähigte.

Neben Bismarck tritt *Richard Wagner*. Wie jener Deutschland nationale Größe geschaffen, so hat dieser seinem Vaterlande echte deutsche Kunst gegeben. Wagners Stiefvater, Ludwig Geyer, dessen Name er bis zum 14. Lebensjahr führte, war Sänger, Maler und Schauspieler. Des Vaters Beruf erschloß dem Knaben die Geheimnisse der Bretterwelt; er sah ihn oft in Schauerstücken spielen und stellte selbst einmal im Trikot einen Engel mit Flügeln dar. Die Frage über Richards Zukunft blieb vorläufig unbeachtet. Ein mehrmonatiger Aufenthalt im Hause seines Onkels in Eisleben war nur ein Zwischenspiel. Seine

Mußestunden verbrachte er dort in Gesellschaft von Seiltänzern, deren Akrobatenstücke er gern nachahmte, oder in Raufereien mit dem einheimischen Knabenvolk und abenteuerlichen Streifzügen zwischen den felsigen Uferklippen der Unstrut. Im Dezember 1822 trat er in das Dresdener Gymnasium zum Heiligen Kreuz ein, wo ihm „die bescheidenen Anfänge der Gelehrtenbildung“ und die Elemente des Klavierspiels vermittelt wurden. Kaum war er über die ersten Fingerübungen hinaus, studierte er heimlich, zuerst ohne Noten, die Ouvertüre zum „Freischütz“ ein. Als ihn sein Lehrer spielen hörte, erklärte er: „Aus dir wird nichts!“ Wagner betrachtete daher Musik als „große Nebensache“; lebhafter interessierte ihn Dichtkunst; Shakespeare wurde ihm Vorbild. Unter seiner Einwirkung entwarf er ein großes, aus „Lear“ und „Hamlet“ zusammengesetztes Trauerspiel, in dessen Verlauf nicht weniger als 42 Personen starben; da infolge des Massentodes in den letzten Akten die handelnden Personen fehlten, ließ er sie als Geister wieder auferstehen.

Die Allgewalt der Musik sollte sich dem zukünftigen Meister erst offenbaren, als er im Leipziger Gewandhaus eine Beethovensche Sinfonie hörte. Sogleich stürzte er sich in das Studium der Kompositionslere, nahm heimlich Unterricht in Harmonielehre, komponierte allerlei und — schwänzte die Schule. Am Schlusse des ersten Halbjahres fanden die Lehrer, daß er sich um die Schule so gut wie gar nicht gekümmert habe. Trotzig verließ Wagner die Anstalt und ließ sich an der Universität als Studiosus musicæ inskriften. Nun geriet er erst recht in wüste Bummelei, suchte Händel und frönte dem Spiel mit solcher Leidenschaft, daß er selbst den für seine Mutter behobenen Ruhgehalt verlor. Er hatte zum letztenmal gespielt. Die wildeste Periode seines Lebens war überstanden, sein Aufstieg begann.

„Die Klaue des Löwen“ verrät sich auch in der Kindheit des korsischen Weltoberers. Eigensinnig und starrköpfig, macht der junge *Napoleon* seiner Umgebung viel zu schaffen. In seinem unbändigen Wesen glaubte der Vater Anlagen

für den Soldatenberuf zu entdecken; im Alter von zehn Jahren ließ er ihn daher in die Liste der Militärzöglinge von Brienne eintragen. „Finster, ja sogar wild“, erzählt einer seiner Schulgenossen, „fast immer verschlossen war er, als wenn er eben aus der Wildnis gekommen wäre.“ Als ihm gelegentlich vom Kommandanten der Anstalt die Führung einer Kompanie übertragen wurde, erklärten ihn seine Mitschüler dessen feierlich für unwürdig. Darauf zog er sich grollend von allen zurück. In einem ihm zugewiesenen Teile des Schulgartens studierte und brütete er unausgesetzt. Und wehe dem, der ungerufen herantrat! In der Schule zeichnete er sich keineswegs durch besondere Lernlust aus, am allerwenigsten in den Sprachen. Gern studierte er nur Geschichte, Geographie und Mathematik; in der Pariser Ecole militaire kamen Befestigungskunde und ein Kurs über Staatsrecht hinzu. Auch dort herrschte strenge Zucht und viel äußerliche Religionsübung, die den skeptischen Zug der Zeit nicht fernzuhalten vermochte. Als ihn einst ein Beichtvater wegen seines offen geäußerten Widerwillens gegen die französische Herrschaft auf Korsika Vorstellungen machte, wies er den Priester mit kurzen Worten zurück und entließ dem Beichtstuhl. Mit sechzehn Jahren wurde er als Sekondeleutnant der Artillerie ausgemustert. Der Lehrer der Geschichte gab über den scheidenden Zögling folgendes Urteil ab: „Er wird es weit bringen, wenn ihn die Umstände begünstigen.“

All diese und andere Berühmtheiten hatten schon in ihrer Jugend bestimmte Neigungen, die ihren natürlichen Anlagen oder Einflüssen der Umgebung entsprangen. Es ist daher erklärlich, daß sie ihr Interesse hauptsächlich auf die ihrer Begabung entsprechenden Lehrgegenstände konzentrierten und alle andern vernachlässigten. Es wäre aber törichte Übertreibung, daraus den Schluß zu ziehen, daß mangelhafte Pflichterfüllung in der Schule stets zu hohen Zielen im Leben befähige. Zweck der Schule ist nicht, einigen genialen Naturen zu möglichst freier Entwicklung zu verhelfen, sondern dem Gemeinwesen tüchtige Mitarbeiter für verschiedene Berufe zuzuführen.

Gedanken über die Erteilung des fremdsprachlichen Unterrichts

Von A. GEMPELER, Leiter der Basler Schulausstellung, Basel

Das Kennzeichen der Schulreform im fremdsprachlichen Unterricht ist die Ersetzung der Übersetzungsmethode durch die direkte Lehrform. Ihr wesentliches Merkmal besteht darin, daß der Erwerb des fremden Sprachgutes, wenn immer möglich, ohne die Zuhilfenahme der muttersprachlichen Übersetzung vermittelt wird. Damit wird vor allem das Denken in der fremden Sprache gefördert und eine dem Aufwand an Zeit und Mühe entsprechende Sprechgeläufigkeit vermittelt. Diese Reform des fremdsprachlichen Unterrichts ist nicht überall auf Liebe gestoßen, trotzdem die meisten heute im Gebrauch stehenden Lehrbücher nach den Grundsätzen direkter Methode aufgebaut sind. Teils will mancher sich nicht mehr auf das Neue um- und einstellen, teils beherrscht nicht jeder das fremdsprachliche Idiom soweit, daß er sich mühe los und

sicher darin ausdrücken kann; wieder andere stehen der Fruchtbarkeit der neuen Methode aus Vorurteil mit großen Bedenken gegenüber. Diese Gegner argumentieren zumeist damit, daß sie geltend machen, der direkten Methode fehle die orthographisch-grammatikalische Schulung der Übersetzungsmethode. Dieses Argument hatte gewiß zu Anfang der Einführung der direkten Methode, wo im Drang und in der Freude des Neuen man alles durch die Sprechmethode zu erreichen glaubte, eine gewisse Berechtigung. Die auf zwei Jahrzehnte sich erstreckende Erdauerung der neuen Praxis hat jedoch die zuerst begangenen Fehler in Erscheinung treten und korrigieren lassen. Wir haben heute nicht mehr die reine direkte Methode der ersten Jahre ihrer Einführung, sondern vieles gute der Übersetzungsmethode, insbesondere die straffe orthographisch grammatischen